

DIDIER RUEF

HOMO **HELVETICUS**

Till Schaap
Edition

Vorwort

Was ist der «Homo Helveticus»: ein Mann oder ein Mensch? Homo kann beides bedeuten. Die Schweiz, die Didier Ruef vor Augen führt, ist jedenfalls tendenziell eine männliche. Die Frauen sind eher Beobachterinnen oder Beobachtete. Das liegt vielleicht weniger an Didier Ruef als an der Schweiz selbst. In den Jahrzehnten, die er dokumentiert, hat sich ihr Aussehen stark gewandelt, aber sie legt alte Traditionen nicht schnell ab. Ruef war dabei, als die Appenzellerinnen am 28. April 1991 erstmals an der Seite ihrer männlichen Mitbürger an der Landsgemeinde mit abstimmten. Der Mann, der den nunmehr politisch Vollberechtigten gegenübersteht, hält sein Bajonett hinter dem Rücken – das «Seitenwehr», das ihn dazu ermächtigt, über sich und Seinesgleichen zu bestimmen.

Dieses Verständnis des freien Bürgers ist im Kern noch vormodern: der Ernährer seiner Familie, der Beschützer seiner Gemeinschaft, die im Prinzip jene Gemeinde ist, die wir noch heute als «Bürgerort» in unseren Pässen finden, wo andere Staaten den Geburtsort verzeichnen. Wir sind nicht Staatsbürger, weil unser Geburtsort zu unserem Staat gehört, sondern wir sind erst in zweiter Linie Schweizer Bürger, weil wir in erster Linie in einer Bürgergemeinde beheimatet sind, die zu einem Kanton gehört, der wiederum einst in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde. Dort sind wir zuhause, wo unsere Vorfahren ihr oft karges Bauernbrot erarbeitet haben, regelmässig zur Kirche gegangen sind, ihr Flecken Land von Vater auf Sohn vererbt haben, oft aus wirtschaftlicher Not in den Solddienst oder nach Amerika gezogen sind. Selbst wenn sie, wie die meisten Eidgenossen vor 1798, Untertanen waren, durften sie nicht nur Waffen tragen, sondern mussten das – ganz anders als in den Fürstenstaaten, wo ihnen dies verboten war. Selbst eine Ehe einzugehen, setzte in Bern voraus, dass man eine eigene Waffenausrüstung vorweisen konnte. Dies war der Ausweis dafür, dass der Mann über ein minimales Vermögen verfügte, um für Familie und Vaterland gleichermaßen zu sorgen. In einem Verteidigungsbündnis ohne machtvollen Adel war dies die ideologische und in vieler Hinsicht sozial reale Voraussetzung der politischen Ord-

nung. Viel davon hat sich gerade deswegen nach den Umbrüchen zwischen 1798 und 1848 erhalten, weil die Begründer des modernen Bundesstaats ihr revolutionäres Werk durch den Anschein geschichtlicher Kontinuität legitimieren wollten.

Diese archaische Männerwelt fasziniert die Schweizer bis heute, vielleicht auch manche Schweizerin, und sie fasziniert Didier Ruef. Mit Wohlwollen und gelegentlich mit einem humorvollen Augenzwinkern präsentiert er eine Gesellschaft, die sich als wehrhaft definiert. Mit dieser Wehrhaftigkeit erklärt sie sich ihre Anfänge, im mythischen Widerstand gegen angebliche Habsburger Tyrannen. Weitere Bedrohungen folgten, und sie prägen das Selbstverständnis des Landes bis heute: die Franzosen unter Napoleon, obwohl er der Gründervater von vielen heutigen Kantonen und des modernen Föderalismus ist; Deutschland unter den Nazis, die Kommunisten im Ostblock. Kostüme aus verschiedenen Zeiten erinnern an diese Geschichten, und Kostüme finden sich zahlreich auf Ruefs Bildern. Ein Soldat im Kampfanzug steht mittelalterlich verkleideten Lanzenträgerinnen gegenüber, auf dem Rütli, wohin es Ruef immer wieder verschlagen hat. Noch anachronistischer als die bewaffneten Frauen mit Kettenhauben wirkt ihr Fusswerk: moderne Kunststoffschlappen.

Es fehlen aber auch nicht die Waffen der Gegenwart: Kampflugzeuge, Panzer, viele Gewehre. Selbst die Schweizerfahne wird zur Gewehrattrappe, wenn man kleinen Kindern vorführen will, wie man das Gewehr richtig anlegt und zielt. Kein Wunder also, dass sich Kinder freuen, wenn sie selbst ein Gewehr halten dürfen oder gar ein Sturmgewehr, durch dessen Visier ein Knabe zielt. Solche Bilder sind Selbstverständlichkeiten in einem Land, wo man jährlich ein «Knabenschiessen» veranstaltet. Ansonsten erinnern sie eher an die USA als an das übrige Europa. Dort fehlen zumeist diese gleitenden Übergänge von Zivilgesellschaft, Alten und Jungen, Frauen und Kindern, zur Welt der Armee und der Soldaten. In der Schweiz begegnen sie sich im Festzelt und jedes Wochenende in den Eisen-

bahnzügen, in denen Uniformierte ihre Waffen lässig herumtragen, als wären es harmlose Holzstecken.

Ebenso vertraut erscheint das Bild der Feldschützen oder des Jägers mit der erlegten Gemse auf dem Rücken. Aber ist das noch gelebte Realität und nicht vielmehr eine Erinnerung an frühere Zeiten, die allenfalls während der Ferien wieder auflebt – wenn man sie in den Alpen verbringt und nicht in Spanien oder Thailand am Strand? Gute Gründe für heimatliche Urlaubsziele liefert Didier Ruef. Immer wieder wird die raue Schönheit der alpinen Landschaft greifbar, nicht auf eigentlichen Naturfotografien, aber auf Aufnahmen, auf denen die Natur den imposanten und bezaubernden Rahmen bildet wie bei einem Alpaufzug von Schafen durch die Felsen. Die Heimat als Alpenland entspricht dem Selbstverständnis vieler Schweizer, die auch in rauen Höhen nicht vergessen, den Rasen zu mähen. Wenn nötig, holen sie sich ihre Landschaftsidylle auch bildlich in den Raum, als Hintergrund für ein Festzelt oder einen Indoor-Golfplatz. Aber sie scheuen sich auch nicht, den Liegestuhl für das Sonnenbad neben der Autobahn aufzustellen, was Ruef halb amüsiert, halb fassungslos festhält. In dieser Heimat aus Bergen und Seen liefern Stadt und Agglomeration massige Gegenbilder aus Beton. Die sanften Hügel, Flüsse und Auen des Mittellands hinterlassen auf diesen Aufnahmen wenig Spuren.

Doch leben Stadt und Land mit einer Fauna, die es in sich hat und sich nicht in Kühen, Schweinen, Schafen und Ziegen in den Bergtälern erschöpfen will. Kamele machen in Zürich halt, und als echte Wüstenschiffe bezahlen sie dafür auch Parkgebühr. Pinguine bevölkern den Luganersee, ein Menschenaffe einen Rolladen und ein Bär eine Plakatwand, Vogelattrappen die Scheiben eines Restaurants und Stofftiere die Wohnräume. Eine Riesenschnecke aus Kunststoff kriecht uns entgegen, eine gigantische Heuschrecke erhebt sich in Gösgen und eine Hornisse ruht in Hornussen, und aus ähnlichem Material steht ein Dinosaurier am Horizont. Der Schweizer Konsument fährt an der Expo 2002 an ausgestopften Kühen vorbei, aber in den Bergen stösst er immer wieder auf lebende Exemplare der Gattung, die auf der Kernalp sogar dreist in die Sennhütte blicken. Dazu brauchen sie keine Brille, die aber den Motorrad fahrenden kleinen Hund ebenso kleidet wie sein Lederkombi.

Es gibt nichts, was es in der Schweiz nicht gibt, ist man angesichts solch drolliger Bilder versucht zu sagen. Doch zugleich stellt sich die

Frage, inwiefern sie typisch für den Homo Helveticus sind in dem Sinn, dass sie in anderen Ländern nicht vorkommen können. Kausige Hundebesitzer gibt es auf der ganzen Welt. Und Kamele, Pinguine oder Bären sind schon längst gleichsam universal verfügbar geworden, selbst wenn sie nicht auf der ganzen Welt zuhause sind. Der Teddybär ist das beste Beispiel dafür. Die Eidgenossen haben ihren letzten Bären längst erlegt, um 1900. Ein durch die schönen Alpentäler streifender Bär wäre heute unvorstellbar, wenn man schon nur an die parlamentarischen Debatten über Wölfe oder Luchse denkt, seitdem sie behutsam in eine Landschaft zurückfinden, in welcher der magere Lohn eines Hirten viel zu hoch ist, als dass genügend Personal die Herden gegen die Raubtiere schützen könnte. Für den Homo Helveticus repräsentativ wären vielleicht statt einsamen Alpenbewohnern, die es in den Nachbarländern ebenfalls gibt, eher die Horden von pendelnden Bankmitarbeitern oder von Rentnern, die ihr Erspartes bei Rohstofffirmen wie Glencore angelegt haben.

Vielleicht gehören einige der Zürcher Herren in ihren distinguierten Anzügen in diese Kategorie. Jedenfalls vermittelt Didier Ruef gelegentlich Einblicke in diese Welt der schweizerischen und damit internationalen Grossfinanz, die naturgemäss weniger pittoresk sind als die Kühe. Ein überdimensionierter Banksafe lässt in der künstlerischen Gestaltung den Schweizermenschen schrumpfen, während eine skurrile Gruppe vor einer Zürcher Bankfiliale den Beobachter zum schmunzeln bringt. Er neigt dazu, bereits die wohlgeordneten Reihen ordentlich nummerierter Postfächer als Beweis anonymer Diskretion zu interpretieren. Die sprichwörtliche Sauberkeit der heutigen Eidgenossen schlägt sich in diszipliniertem Schneeschaukeln nieder und belustigt selbst dort, wo der Anlass ein trauriger ist: Auch Särge müssen geputzt werden. Die Grenze zum staubigen Süden markiert nichts besser als der Staubsauger auf einem helvetischen Rücken. Tatsächlich dürfte es sich um den Rücken eines Zugewanderten handeln, ebenso wie beim Fahrer im engen, ausgeklügelten Reinigungsfahrzeug, das die Genfer Strassen säubert und auch dort die Grenzen eines Landes markiert, in dem manche denken, dass es erst richtig sauber wäre, wenn diese «Fremdarbeiter» nicht mehr da wären.

In der Sauberkeit des verglasten Reinigungswagens spiegelt sich raffiniert die provozierende Sinnlichkeit einer Schaufensterpuppe, die für Damenwäsche wirbt. Der Sexualität des Homo Helveticus folgt Ruefs Linse mit einem tatsächlich eher männlichen Blick, selbst wenn Frau-

en wie Männer den vulgären Stinkefinger zeigen. Die Stadt begegnet, wie an der Zürcher Street Parade, als Ort jugendlichen Hedonismus, wo alles möglich scheint und Individualismus sich originell austoben will. Wer allerdings die oft eher unvertrauten Ortsnamen unter den Fotografien ansieht, weiss, dass das Erotikgewerbe oder schlicht die sexuelle Fantasie überall im Lande zuhause ist. Das ist vielleicht weniger überraschend als die Unbeschwertheit des heutigen Homo Helveticus auch im Umgang mit seinen Lüsten, war doch einst seine Prüderie und Verklemmtheit ein Charakteristikum, das Reformierte und Katholiken zu einen schien. Dies ist verschwunden in einer Kultur intensiven Konsums, für die der überdimensionierte Einkaufswagen der Expo 2002 sinnbildlich ist, in dem der Kunde die Welt auf den vom Anbieter vorgegebenen Pfaden erfährt und erkundet, gefangen zwischen kaum wahrgenommenen Gitterstäben.

Jenseits dieses modernen, an vielen Orten der Welt verwechselbar erscheinenden Homo consumens ist es gar nicht so einfach, dem – männlichen wie weiblichen – Homo Helveticus auf die Spur zu kommen, ohne den vorgefassten Klischees und der Folklore zu verfallen. Zu ihr gehört inzwischen auch der weltweite Samichlaus. Einst kam er aus dem Schwarzwald, heuer ist er werbewirksam in Lappland zuhause, doch auch im östlichsten Zipfel der Schweiz findet er sich in Samnaun beim spielerischen Wettkampf mit Seinesgleichen. Ist selbst uns Eingeborenen diese grenzenlose Bilderwelt nicht längst vertrauter als das, was exklusiv und erkennbar schweizerisch ist? In Ruefs Bilderreigen erscheinen zahlreiche Alphörner, obwohl kaum ein Eidgenosse weiss, wie man sie zum Tönen bringt – Gitarre und Klavier wären bestimmt repräsentativer für die Menschen, die in der Schweiz leben. Aber sie wären eben nicht ausschliesslich dem Homo Helveticus zuzuordnen, und deswegen steht das Alphorn, das er kaum kennt, für sein Heimatverständnis. Ebenfalls omnipräsent ist das Schweizerkreuz, sowohl im eidgenössischen Alltag des «Made in Switzerland» wie auf vielen von Didier Ruefs Bildern. Auf den Gründungsakt von 1291, der dazu erst im Werk des deutschen Dichters Friedrich Schiller wurde, verweist der eidleistende Besucher des Rütli im vermeintlichen Jubiläumsjahr 1991. Aus Geste und Blick spricht der Ernst, mit dem er sich auf dem T-Shirt zu Wilhelm Tell und den Kantonen seines Landes bekennt.

Ob er aber tatsächlich ihre kulturelle Vielfalt so wahrnimmt, wie sie Ruef aufsucht, in allen Ecken des viersprachigen Landes? Allerdings sprechen in dieser Hinsicht die stummen Fotografien selten für sich.

Manches, was man wiedererkennt, hat man irgendwo oder manchenorts gesehen, aber nicht an dem bestimmten Ort, an den man sich erinnert. Ohne Bildlegende könnte ein Bild aus Chiasso ebenso gut aus dem Jura stammen und eines aus dem Wallis aus Glarus. Die föderalistische Vielfalt lässt sich nur schwer einfangen, jedenfalls schwerer als die mit einem weissen Kreuz beanspruchte nationale Einheit. Neben der Erinnerung an bestenfalls im eigenen Kanton bekannte Figuren wie den sagenhaften Gründer von Schwyz, Svito, auf dem dortigen Rathaus könnten Kantonswappen dabei helfen. Doch dasjenige des Juras in Moutier wird ausgerechnet durch ein Hakenkreuz verunstaltet, durch das Symbol eines ethnischen, völkischen Nationalismus, wie ihn die multiethnische Eidgenossenschaft aus guten Gründen des Selbsterhalts nie entwickelt hat.

Dennoch symbolisiert diese Fotografie, welche heftigen Emotionen auch in der wohl situierten Schweiz von heute politische Konfliktlagen auslösen können. Im Jura nährten und nähren diese sich durch die konfessionelle Identität: Sie, und nicht die Sprache, diktiert die Grenzen des katholischen Kantons Jura, der sich 1979 konstituierte, nach einer Reihe von Volksabstimmungen auf allen Ebenen von Kanton und Eidgenossenschaft. Als deren Resultat blieben die zwar ebenfalls frankophonen, aber reformierten südlichen Bezirke des Juras beim Kanton Bern: Der moderne Sprachnationalismus erwies sich als schwächer denn die vormoderne konfessionelle Identität. Das passt zu einem Land, das seit fünfhundert Jahren ganz entgegen seiner kriegerischen Selbstdarstellung und abgesehen von der raschen Niederlage einiger Orte gegen Frankreich 1798 kaum mehr äussere Kriege geführt hat, wohl aber einmal pro Jahrhundert einen Bürgerkrieg, in dem sich die Parteien (auch) konfessionell definierten, wie zuletzt im Sonderbundskrieg von 1847.

Der katholische Glaube hängt nicht nur an den Bildern und verehrt sie geradezu, während die dem geschriebenen Wort ergebene Reformierten sie mit Skepsis betrachtet und im 16. Jahrhundert oft vernichtet haben. Der Katholizismus ist auch ein Lieferant für Bilder, weil die Glaubenspraxis öffentlich, kollektiv und symbolfreudig geschieht, nicht privat, individuell und schriftbezogen wie im Protestantismus. Das beweisen noch heute Prozessionen oder Pilgerreisen, etwa nach Einsiedeln. Ist es für die heutige Schweiz bezeichnend oder für die grenzüberschreitende Internationalität des Katholizismus, dass die frommen Gäste, die Ruef in Einsiedeln verewigt, ihren Ursprung nicht hierzulande haben?

So zeigen Ruefs Bilder in vielen Details eine Schweiz, die nicht mehr so ist, wie sie sich selbst gerne beschreibt, ohne dass dies jemand wirklich merken würde. Das gilt nicht nur für die alpine Folklore, sondern auch für ein Thema, das neben der Konsumfreude der Freizeitgesellschaft eher wenig präsent erscheint, obwohl es den Alltag weiter prägt: die Lohnarbeit. Neben Hirten und Bergbauern sieht man den Homo Helveticus kaum je und nur in Grenzregionen von Castel San Pietro, Choindez und Delémont als Produzenten von Waren. Vermutlich unbeabsichtigt dokumentieren die Aufnahmen eine industrielle Schweiz, die wie diejenige der Kühe zur Folklore wird. Die Firma Wenger, die seit 1893 in Delémont Taschenmesser hergestellt hatte, ging 2005 in die Hand des Branchenführers Victorinox über und verschwand wenig später als eigene Marke. Die Absatzkrise für «Schweizer Messer», die mit ihrer eingprägten Armbrust ein Symbol für die Qualität und Solidität der schweizerischen Exportwirtschaft waren, ging auf ein Ereignis im fernen Amerika zurück: Nach den Attentaten vom 9. September 2001 durften keine Taschenmesser mehr im Handgepäck mitreisen, und entsprechend brach der Absatz vor allem in Flughafenshops ein.

Auch die Swissair-Maschine, die bezeichnenderweise musealisiert im Luzerner Verkehrshaus steht, erinnert an diese Welt von gestern, das 20. Jahrhundert: Dieses Flaggschiff der Schweizer Wirtschaft erlebte sein «Grounding» und damit den weithin sichtbaren Anfang vom Ende im Gefolge derselben Attentate, auch wenn der letztlich fatale Expansionskurs eine eigene, frühere Entscheidung war. Weniger spektakulär dokumentieren die Fabrikanlagen in Choindez bei Courrendlin, wie die Schweiz ihre industrielle Basis verloren hat, die es seit dem 19. Jahrhundert reich gemacht hatte. Hier stand der letzte Hochofen des Landes, in dem bis 1982 Erz verhüttet wurde. Die 1803 gegründete Firma Von Roll, zu der das Werk gehörte, geriet ebenfalls im frühen 21. Jahrhundert in existenzgefährdende Schwierigkeiten und musste die Eisengussproduktion veräusern. Die industrielle Welt, die Didier Ruef 1992 noch fotografieren konnte, gibt es heute nicht mehr, genau wie die Häuser, denen auf seinen Bildern der Bagger zusetzt.

So ist bereits jetzt Erinnerung, was wir als Gegenwart erlebt haben und in uns zu tragen glauben. Und hinter den Aufnahmen von Alpherden und Industriearbeitern ahnt man die Frage: Was und wer erzeugt denn heute den Wohlstand, ja Reichtum des Landes, das in allen einschlägigen Tabellen weltweit führend ist? Wie verdient der

Homo Helveticus, die Menschen in der Schweiz, das viele Geld, das ihn in den Augen vieler anderer Erdenbewohner zu etwas Besonderem macht? Der sorgfältige Betrachter wird in Didiers Ruefs Bilderwelt Hinweise auch darauf zu finden wissen.